

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **37 (1962)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen und leben

in der

genossenschaft

BARBARA:

Barbara muß ins Spital

Als mich Mitte November mein langjähriger Arzt anrief, um mir mitzuteilen, leider sei der Untersuchungsbefund nun doch so, daß ich mich sofort operieren lassen müsse, wußte ich, was es geschlagen hatte. Er fügte nämlich noch bei, er sei zu alt, um die schwere Operation auszuführen. Mit seiner Arthrose im Hüftgelenk könne er nicht mehr zwei Stunden stehen. Eine zweistündige Operation! Ich erschrak furchtbar, zappelte mich aber wohl oder übel rasch wieder zusammen und beschloß, den Chefarzt der kantonalen Frauenklinik mit der Sache zu betrauen. In einer halben Stunde war alles perfekt. Übermorgen sollte ich ins Spital eintreten und anfangs der andern Woche der Eingriff stattfinden. Es blieben mir also noch zwei Tage, um meine Anordnungen für die Dauer meiner Abwesenheit vom häuslichen Herde zu treffen, und eine davon drehte sich um meine künftigen Besucher im Krankenhaus. Selbstverständlich würden sich unsere Freunde und Bekannten veranlaßt sehen, mir einen Besuch abzustatten, um mir ihre Anteilnahme zu bekunden oder um der Sitte zu genügen oder aber um schlicht und einfach den Gwunder zu befriedigen. Die Neugierde ist eine nicht unwichtige Triebfeder des menschlichen Verhaltens. Es wäre verfehlt, sie etwa in Bausch und Bogen verurteilen zu wollen. Wir verdanken dem Drange, unbekannte Belange zu erforschen, äußerst wertvolle Erkenntnisse. Jedoch so der landläufige Gwunder gehört nicht unbedingt zu den edlen Blüten des Gemütes. Ich verspürte eine heftige Abneigung dagegen, auf meinem Siechenlager zum Objekte der Sensationslust zu werden, weshalb mir der Pappeli hoch und heilig versprechen mußte, mir sämtliche Besucher vom Leibe zu halten, bis ich mich vom Größten erholt haben würde.

Am Abend nach der Operation und am nächsten Abend hatte er es sehr böse. Das Telephon schellte mehr oder minder ununterbrochen. Man erkundigte sich nach meinem Befinden und fragte, wann man mich besuchen dürfe. Vorderhand überhaupt nicht, und später sollten sie sich, meinem Wunsche gemäß, telephonisch bei mir anmelden. Damit beabsichtigte ich, etwaige Anbaltungen von Besuchern zu verhindern, wie ich sie bei einem früheren Spitalaufenthalt erlebt hatte. Aus Zufall waren damals fünf Personen aufs Mal angeschwirrt, die mich mit Fragen überschütteten, und das Fieberthermometer zeigte danach fast 39 Grad an.

Im übrigen widerfuhr mir eine außerordentlich angenehme Überraschung. Entgegen meinen Befürchtungen, ich würde als ein totales Wrack aus der Narkose erwachen, entdeckte ich bald einmal, daß ich keineswegs ein Wrack war. Beim ersten Augenaufschlag erblickte ich eine dunkle Erscheinung in der Türöffnung, von der ich dumpf annahm, es sei meine bessere Hälfte, womit ich mich nicht täuschte. Zu meiner Rechten saß der Narkosearzt, der mir den Puls fühlte, und in meine linke Armvene tropfte bereits langsam und stetig eine Vitamin- und Kochsalzlösung. Wohl zwickte und zwackte

es mich dort, wo der Chirurg herumgeschnitten hatte, aber eigentlich hatte ich mir die Schmerzen viel schlimmer vorgestellt. Allpott kam eine Schwester angerannt, um mir etwas einzuspritzen. Natürlich stellt die ewige Stecherei ein mäßiges Vergnügen dar, aber man gewöhnt sich daran, und die heutigen Medikamente helfen einem über manches hinweg, an dem man sonst wochenlang herumnagen würde. Der von mir erwartete Tiefpunkt fiel weg. Die Reaktion der Umwelt auf diese für mich sehr erfreuliche Tatsache differierte ein bißchen. Die einen freuten sich aufrichtig darüber, bei andern schwang so etwas wie eine leise Enttäuschung mit, wenn sie am Telephon konstatierten, daß meine Stimme genau so voll tönte wie zuvor.

Mit einer einzigen Ausnahme waren meine Besucher lieb und verständnisvoll mit mir. Ausgerechnet einem grüßli frommen, älteren Tanteli entschlüpfte spontan die Bemerkung: «So, hat es dich endlich auch einmal erwischt!» Was beweist, daß in der christlichen Seele eventuell eine Portion Sadismus schlummert.

Wie mir die Krankenschwestern erzählten, müssen sie ab und zu nach der Besuchszeit schluchzende Patientinnen trösten und ihnen sogar beruhigende Spritzen verabreichen. Schwäche und Wehrlosigkeit wecken einerseits die Hilfsbereitschaft und andererseits je nachdem die Aggressionslust. Gegen letztere muß man sich tunlichst abschirmen, indem man von vorneherein Vorsichtsmaßnahmen ungefähr auf der dargelegten Basis ins Auge faßt. Sie haben sich bewährt.



«...zuerst behaupten Sie, diese Maschine arbeite vollautomatisch, und nun sagen Sie, man müsse auf einen Knopf drücken!»